

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 14

Artikel: Zu Simon Gfellers 50. Geburtstag am 8. April 1918
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem er gerufen wird, frage, ob er nichts zu beichten habe vom Tode ihres Vinzenz. Der Baum, von dem Vinzenz erschlagen wurde, lag lange unberührt im Walde, da befohl die Röttmännin eines Tages, daß man ihn abzweige. Sie war unversehens bei den Holzhauern, um sie zu beobachten und zu behorchen. Sie muß nichts Sicheres gefunden haben. Der Speidel-Röttmann wollte den Stamm, der einer der schönsten sogenannten Holländerbäume war, mit dem Floß rheinabwärts schicken; er sagte: Baum ist Baum, und Geld ist Geld; warum soll der Baum unnützlich verderben, weil er den Vinzenz erschlagen? Die Röttmännin aber war anders gesinnt. Sie ließ aus dem Reissig einen großen Haufen machen und verbrannte darin die Kleider des Erschlagenen. So müssen die in der Hölle verbrennen, die meinen Vinzenz umgebracht haben, schrie sie immer dabei. Sechs Pferde und zehn Ochsen wurden angespannt, um den

Stamm nach dem Hof zu führen. Es ging nur eine kurze Strecke, denn die Wege sind nicht dazu, um einen so großen Stamm bergauf zu bringen. Er wurde dreifach zersägt, und nun liegen die Klöße eben im Hof an der Tür. Die Röttmännin sagt immer, der Baum wartet, bis man Galgen und Scheiterhaufen daraus macht, um die Mörder meines Vinzenz zu hängen und zu verbrennen. Oft sitzt sie am Fenster und spricht auf die Klöße, wie wenn sie ihnen was sagen müßte, und sie lacht jedesmal glücklich, wenn ein Fremder darüber stolpert. Sie ließ auch, wie sonst nur bei den Katholischen in unserer Nachbarschaft der Brauch ist, dem Erschlagenen einen Bildstock errichten, drunten am Fußwege, der am Abhange des Hohlstobels nach der Heidenmühle überführt. Dort, tiefer im Walde, ist der Vinzenz erschlagen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Simon Gfellers 50. Geburtstag am 8. April 1918.

Er will es nicht wahr haben, unser Geburtstagsmann, daß von der Egg eine Dichtersonne ins Land hinableuchte. Er meint, das sei ein einfaches Stubenlicht oder noch besser gesagt: ein Stallaternlein. Wir, seine Leser, halten am ersten Bilde fest; denn die Sonne leuchtet nicht nur wie ein Licht, sondern sie wärmt auch. Und Simon Gfellers Dichtertum spendet vor allem Wärme, eine gute, wohlthuende Wärme, wie wir das von der lieben Sonne



Simon Gfeller.
(Phot. A. Stumpf, Bern.)

erfahren. Alle, die sein „Heimisbach“-Buch oder seine „Geschichten aus dem Emmental“ gelesen haben, müssen mir bestätigen, daß ihnen warm und wohllich ums Herz geworden

bei der Lektüre. Es bleibt also beim Vergleich, wie wenig er auch das schlichte und bescheidene Wesen unseres Dichters trifft.

Sein 50. Wiegenfest kommt uns gerade recht, um einen kurzen Rückblick zu tun auf das Werk des Egg-Dichters. Es ist keine lange Reihe von Bänden, auf die fünfzigjährige Schriftsteller gemeiniglich mit zufriedener Gebärde hinweisen können. Nur zwei Bücher bilden seine „Sämtlichen Werke“. Aber es liegt uns an der richtigen Betonung dieses „nur“. Es soll keine Einschränkung darin sein, sondern ein gutes Lob. Wir wissen aus sicherer Quelle, daß der Dichter sein Werk mit leichter Mühe um zwei Bände hätte vergrößern können, daß dazu Stoff genug bereit liegt in der Tisch- und Gehirnschublade. Wir bedauern, daß sie noch nicht gedruckt sind, diese Bücher, aber um so werter sind uns die, die wir besitzen. Sie enthalten ja alles, was uns an Simon Gfellers Dichtertum lieb und teuer ist.

Gerade in diesen dumpfen und düstern Tagen liebt es sich herrlich in seinen Büchern. Eine schöne Welt tut sich vor uns auf. Fast wie eine Märchenwelt liegt sie hinter uns, die kriegslose schöne Zeit, da man sich noch freuen konnte am Frühling, am keimenden Saatfeld, an der blühenden Hofstatt, am Liebespiel der jungen Leute, da noch nicht hinter jeder Schönheit der Zweifel lauerte, der uns jetzt sagt: es ist doch alles umsonst getan, alles ist schal und leer und der Vernichtung verfallen. Gewiß, ein abgrundtiefer Pessimismus hält heute die Menschheit gefangen. Es will uns fast unmöglich erscheinen, daß sich von diesem Pessimismus zu der Welt, die uns Simon Gfeller so schön malt, eine Brücke schlagen lasse. Und doch müssen wir wieder zur Lebensbejahung und zum Menschenglauben zurückkommen, wenn es wieder Friede geben soll auf der Welt.

Ein reiner schöner Glaube an das Gute im Menschen, an die sittliche Weltordnung, die alles bindet und zusammenhält, ein goldlauterer Optimismus ist der Grundzug von Simon Gfellers Dichten. Gerade dieser tiefe ethische Gehalt macht uns seine Erzählungen so lieb und wert. Wir alle, auch die, die wir uns Pessimisten nennen, tragen den Glauben an das Höhere, Reinere, Edlere tief in unserer Brust und sind dankbar, wenn uns dieser Glaube bestätigt und gestärkt wird. Aus dem „Heimisbach“ und aus den „Emmentaler Geschichten“ strahlt uns Simon Gfellers Optimismus mit warmen hellen Menschenaugen entgegen. Da sind der treuberzige Schulmeister Ernst Helfer und sein Mütterchen, das liebenswerte Satteli mit seinem standhaften Dulbertum, da sind die aufrechten Bauersleute von Heimisbach, die alten und die jungen, die bedächtigen „Ruhbettkönige“, das lebenslustige Annemareilli und der gutmütige Christeli. Und im andern Buch, der prächtige Hansueli Reber, der

tapfere Bürdenträger, die liebesstarke und tüchtige Bäckerstochter Christine Brand und vor allem und ganz besonders das unvergleichliche Rötlein; ihm würde ich die Krone geben, wenn ich die beste und köstlichste der Frauengestalten aus der deutschen Literatur nennen sollte.

Sie alle, diese dichterischen Gestalten, sie wirken unmittelbar auf uns wie das volle reiche Leben. Sie sind auch aus dem vollen Leben gegriffen, nicht aus der Stubenphantasie geboren. Darin kommt eben der Egg-Schulmeister dem großen Prediger von Lüzelflüh nahe: er kennt die Wirklichkeit und kennt die Menschen; er liest in ihren Herzen wie in einem Spiegel, kehrt ihr Innerstes ans Tageslicht, ihr geheimstes Sinnen und Trachten, ihr Wünschen und Hoffen. Aber er zeigt dies alles nicht mit brutalem Naturalismus der Neugierde und Sinnenfreude vor, sondern er umkleidet die Wirklichkeit mit dem freundlichen Licht der Poesie und gießt auf alle Dinge und alles Geschehen eine milde Herzenswärme aus, die uns erbaut und erquidht. Das eben ist letzten Endes die Aufgabe des Dichters: er soll uns durch das Schöne zum Guten erziehen, zur Duldsamkeit, zur Verträglichkeit, zum Menschenverstehen und zur Menschenliebe. Hätten wir mehr solche Dichter-Erzieher, wie Simon Gfeller einer ist! Ihm und seinesgleichen gehörten die Orden, die jetzt so verschwenderisch vergeben werden an die Zerstörer von Menschenleben und Menschengütern. Denn wahrhaftig, die aufbauenden Kräfte hätte die Welt jetzt nötiger als die niederreißenden. Und vor allem nötig hat sie die Optimisten und Idealisten, die den Menschen helfen, ihren verlorengegangenen Glauben an das Gute wiederzufinden.

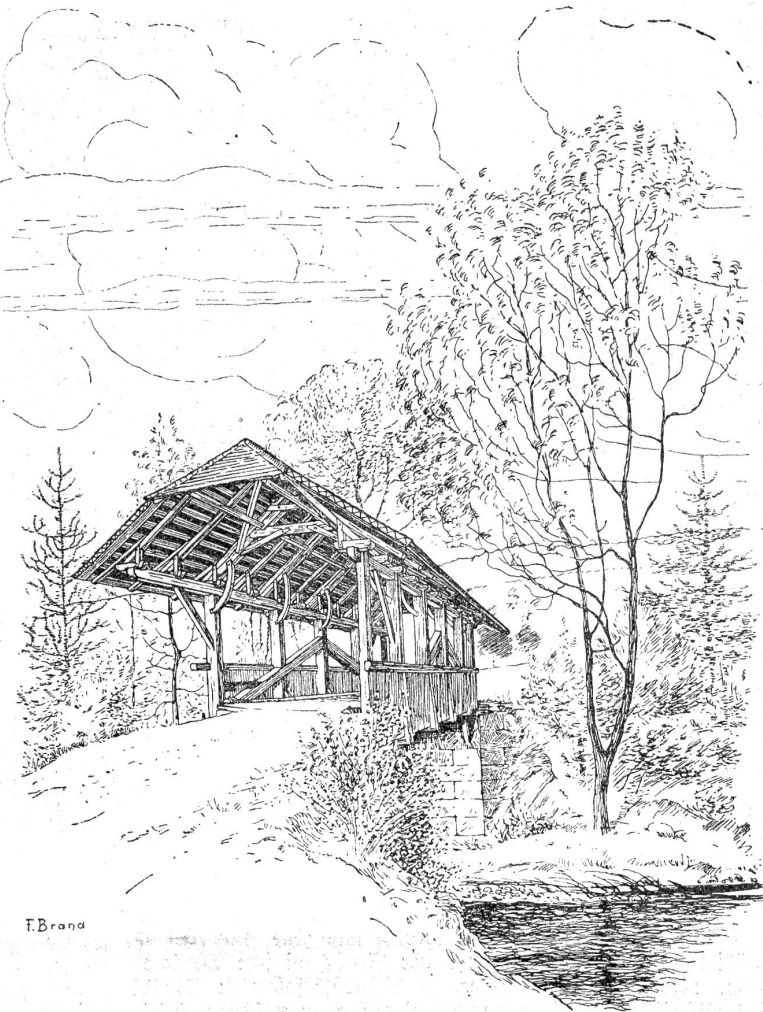
Um noch einmal auf das Bild am Anfang dieses Aufsatzes zurückzukommen und um zugleich unsern Dank und Geburtstagswunsch auszusprechen: Möge Simon Gfellers Dichtersonne noch lange, lange auf uns herableuchten von seiner hohen Warte aus! Mögen ihm die fünfzig Jahre, die man allgemein ja als die Höhe des Lebens bezeichnet, eine Verpflichtung werden seinen harrenden Lesern gegenüber! Möge ihm aber auch die jugendliche Kraft, die ihm bis heute treu geblieben ist, diese Verpflichtung leicht und sicher tragen helfen!

Chinderfäje.

Es Bildli us em Läbe.

vom Simon Gfeller, uf der Egg z'Grüennematt.

„Lue, es düecht mi mängisch, es sig nümme zum derbi in,“ het Stuk-Mareili zu Stod-Annebäbin gseit, wo für-n-es Stüngli isch mit der Lismete bi-n-ihm z'Wisite gi. „Di Bürschli si mer jo alli lieb, un i wett nid, daß mer eis minger hätti. Mir hei ne jo gottlob z'ässe u z'wärche gnue, u mängisch mache si ein Freud. Aber lue Annebäbi, vom Morge früeh bis am Obe spät nüt weder Burschtezaagg, das erleidet ein doch i Gottsnamen ändtliche. Was die ein alls verguege un i Stüdkli schlöf, es het e fe Gattig! Chuum het me d'Pfäischer gwäsche, si die wider vermoonet, u chuum het me der Bode gfägt, ischt er scho ume drädige. Kes Tapi cha me uf em Bett ha u kes Umhängli am Pfäischer, ohni daß si dra rupfe, immer un ewig müeße si öppis gfuschtet ha. I wett no nüt chlage, we me de no z'Nacht chönnt Ruchw ha. Aber ei u all Nacht soht Hansli a treiffe u wott Milch; er ischt au bsungerbar e handtliche. U de Größere fählt au wiligen öppis. Albot het eis Zahngweh oder Büschelweh oder ischt ihm schlächt. Nid daß



Die Grünenbrücke bei Ramsey. Zeichnung von Fris Brand. Aus Em. Friedli, „Lüzelflüh“, Verlag von A. Francke, Bern.

sie ungfänger Natur wäri, aber si hei halt zweni Sorg. Do mueß gschlittlet sy, bis si flätschnaf Strümpf hei oder bim Brunne gchoslet, bis ke trochene Fäde me am Ermel ischt. I ma halt nid dürhar gcho mit Luegen u Abwehre. U de meine si gäng, es mach alls nüt. Aber we sie de alben e Rümmer u Hueschten ufgläse hei u halb Nacht müeße bälle, sött i doch de hälse. Der Ma chan i nid schade. Er het au bös im Wald u bim Fuehrwärche, u mueß im Stal luege. Er isch gäng so voll Schlof, daß me ne mängisch nid emol chönnt wede. Un i ha z'zotewys au e schwäre Chopf, daß es mer ganz trümmelig wird u ma mängisch d'Zuek fash nümme nohegschleipse. U di donschtigs Ubergiti, gäng no müeße si enangere Streiche spile! Lue, der Röbi ischt e Fugejoggeli, 's Hoor gäbelet ihm allszsäme. Berwiche het er Lifelin e Risbüschten is Bett to zur Fueheten ahe. Am Obe het es no nüt dervo gmerkt. Ersch z'mitts i der Nacht isch es du losgange, wö-n-es sie gstrekt het. Was das Weikli erschlüpft ischt u brüelet het. Es het halt gemeint, es heig en Igel im Bett.“

„So so,“ macht Stod-Annebäbi, aber es hets nume schier erlächeret, „isch dä Röbi e fettige Böserech. Er het halt ordli vil Läbe! Daß er schi nid lang am glichen Ort cha stillha, säb glauben i. Aber zum Rumissione machen ischt er de au gar e tiffigen u bsinnte.“

„So das scho; Drätti haut ne-n-au gäng use; aber mir git er vil z'tue, u folge chönnt er dickisch au besser, u de Chlynnere chönnt er schi au meh anäh. Lue, du söttisch einisch gseh, wie das e Haß ischt am Morge! „Müeti, wo